

[ALS MARTAS SOHN ZURÜCKKEHRTE]

Als Martas Sohn zurückkehrte aus dem Krieg, war es Abend. Er sagte nichts, er küßte seine Mutter auf die Wange, warf den Sack, den er über der Schulter trug, auf die Couch und ging zum Kühlschrank. Zuerst trank er eine Dose Bier in einem Zug, die Kekse, die Marta gebacken hatte, rührte er nicht an, dann duschte er, rasierte sich und zog Jeans und T-Shirt an. Seine Militäruniform preßte er zu einem großen Bündel zusammen und stopfte es in den Abfallkübel. Dann setzte er sich in den Sessel und sah fern.

Gut drei Wochen sah er fern, und seine Mutter, die ihm zu regelmäßigen Zeiten zu essen und zu trinken brachte und dafür sorgte, daß im Kühlschrank immer genügend Bier vorhanden war, wurde allmählich besorgt. Eines Tages fragte sie ihn: „Was willst du im Leben machen? Ein bißchen Geld habe ich gespart. Wenn du willst, wenn du irgend etwas anfangen willst ...“ Ihr Sohn sah sie an und schüttelte den Kopf, und Marta kam es zum ersten Mal so vor, als sei ihr Junge nicht nur müde, sehr müde, wie sie bisher geglaubt hatte.

Ruhig sagte er: „Mama, ich habe schon alles angefangen. Alles.“

Marta wartete. Ihr kam es so vor, als wollte der Junge jetzt von den schrecklichen Dingen reden, die er erlebt hatte, von

dem Hunger, dem Frost, den Anstrengungen, von den Freunden, die nicht vom Schlachtfeld zurückgekommen waren, vielleicht von Blut, von großen, erschrockenen Augen. Aber ihr Sohn schwieg. Er schwieg und sah sie an, bis Marta die Tränen in die Augen stiegen und sie ins Bad lief. Als sie zurückkam, saß ihr Sohn vor dem Fernseher, genauso wie immer.

Die Hoffnung, daß sich die Dinge von allein regeln würden, wurde weniger. Und als Marta überlegte, was sie noch machen könnte, erinnerte sie sich, daß ihr Sohn Jahr für Jahr um dasselbe Geschenk an den Weihnachtsmann geschrieben hatte, um ein Geschenk, das sie ihm nie hatte kaufen können, eine elektrische Gitarre. Und sie dachte daran, daß, wenn alles versagt hatte, vielleicht eine elektrische Gitarre helfen würde. Sie wußte nicht recht, wie so etwas sein müsse, deshalb bat sie den Nachbarnssohn um Hilfe, der sich wohl auf die Technik verstehen würde, wenn er tagelang unter seinem Auto lag und daraus bald dieses, bald jenes Teil ausbaute. Als sie dem Nachbarn ihre Bitte auseinandersetzte, nickte der nur und griff zum Telefon. Die Gitarre kam aus dem Pfandhaus direkt ins Haus, angeblich hatten sie von der Ware in der letzten Zeit eine ganze Menge, viele Gitarristen waren nicht aus dem Krieg zurückgekehrt.

Als er die schwarze Gitarre sah, nickte Martas Sohn, drehte den Fernseher aus und verschwand auf sein Zimmer. Von nun an hielt er sich in seinem Zimmer auf und spielte auf der elektrischen Gitarre immer dasselbe Stück von Hendrix, *Star-Spangled Banner*. Marta schien es, daß ihr Sohn Fortschritte machte, wenn er doch etwas anfang, bis sie eines Tages entsetzt erkannte, daß der Junge jedesmal an derselben Stelle aufhörte und daß ihm jedesmal dieselbe Note entwichte. Doch sie sammelte Mut und kämpfte gegen ihre Verzweiflung an, bis es

ihr eines Tages gelang, ihren Sohn bei einem seiner seltenen Besuche in der Küche zu fragen, wie er sich fühle, mit dieser schwarzen Gitarre in der Hand.

Der Junge sah sie an, als wollte sie ihm ans Leben, und seine Hände begannen zu zittern. Marta überlegte, ob es vielleicht gut wäre, die Nachbarn zu Hilfe zu rufen, aber sie erinnerte sich sofort daran, daß die Nachbarn schon seit langem die Vorhänge zuzogen, sobald sie in den Hof trat, und endlich verstand sie, weshalb.

„Die Melodie ist nicht richtig, Mama“, sagte ihr Junge, als fiel es ihm schwer, über etwas derartig Unangenehmes zu sprechen, „eine Zeitlang tut sie so, als wäre sie richtig, aber sie ist es nicht, in Wirklichkeit ist sie es nicht. Du hörst es ja.“

Marta nickte, sie sagte, sie höre es, und fragte, warum sie nicht richtig sei, er übe doch fleißig, aber sie breche immer ab, trotzdem und rettungslos, warum es denn nicht gehe?

„Die Finger, Mama“, sagte der Junge.

„Was stimmt nicht mit deinen Fingern?“ Marta wurde von Beklemmung durchströmt, sie überkam das Gefühl, offensichtlich etwas übersehen zu haben, was sie wirklich hätte bemerken müssen.

Ihr Sohn sah sie voller Grauen an und erklärte ihr langsam, was jedes Kind hätte erkennen müssen:

„Mama, das sind doch gar nicht meine.“

Zum Beweis hielt er ihr die Hand hin und streckte die Finger aus. Marta besah sie, sie erinnerte sich seiner Finger noch ganz am Anfang, als sie ihre Brust gestreichelt und seine Lippen die Warze gepackt hatten, und die hier kamen ihr wie dieselben vor, nur ein wenig, nicht viel erwachsener; aber sie wußte nicht, wie sie ihm das sagen sollte, denn plötzlich schien ihr, daß ihr Junge so sehr überzeugt war, daß es anders war, daß etwas wirklich anders sein mußte.

„Ich weiß nicht, wann sie gekommen sind. Und wohin die früheren gegangen sind“, fügte ihr Sohn hinzu und beobachtete die Finger an der Hand.

„Aber ...“, sagte Marta und überlegte, wie sie widersprechen sollte, denn darauf konnte sie nicht antworten. Sie legte ihm die Hand auf die Schulter, ihre Finger schmiegteten sich an sein T-Shirt, sie spürte, wie sein Körper unter dem Gewebe pulsierte, und dachte, daß ihr Junge jetzt vielleicht endlich zu reden begänne, daß er das sagen würde, was er bisher nicht hatte aussprechen können. Doch er sah sie nur seltsam an, und sie zog die Hand zu sich zurück und besah sich ihre Finger, und er ging auf sein Zimmer und fing wieder an *Star-Spangled Banner* zu spielen, mit denselben Patzern und Abbrüchen.

Marta besah ihre ausgestreckte Hand und versuchte sich ihrer Finger zu erinnern, sie so zu sehen, wie sie waren, bevor der Krieg begonnen hatte. Es ging nicht, die ganze Zeit über drehte sich ihr im Kopf nur dieser seltsame, in sich verbissene Klang der elektrischen Gitarre, der aus dem Zimmer ihres Jungen kam, und sie wäre ihn am liebsten losgeworden, diesen Klang, sie konnte sich aber nicht vorstellen, wie sie das machen sollte.

Sie sah die Finger an ihrer Hand an. Hatten sie sich verändert? Immer mehr schien ihr, daß das nicht unmöglich war, und immer mehr war sie davon überzeugt, daß sie sich zuvor geirrt hatte, daß die Finger, die ihr dieser Junge gezeigt hatte, tatsächlich nicht die Finger ihres Sohnes von vor dem Krieg waren. Vielleicht schien ihr jetzt auch schon, daß auch ihre Finger nicht mehr dieselben waren wie früher, aber alles war schon viel zu kompliziert, und sie verspürte überhaupt nicht den Wunsch, noch darüber nachzudenken. Sie wünschte sich nur, daß dieser Unbekannte, der die richtige Melodie einfach nicht finden konnte, aus ihrem Haus auszog und daß ihr Sohn ins Haus zurückkehrte.

Und wieder ist es Abend. Marta sitzt auf der Veranda vor dem Haus, knabbert Kekse und sieht in die Ferne. Sie weiß, daß sich dort der nächste Krieg verbirgt. Sie weiß, daß der nächste Krieg ein schrecklicher Krieg sein wird, ein schöner Krieg, daß dieser Krieg alles begleichen wird, daß er ihrem Sohn die Finger und ihr den Sohn zurückgeben wird. Irgendwo oben, irgendwo im Körper ihres Sohnes, wird etwas ein Lied spielen, das an dem Tag richtig klingen wird.